

Chance, schnell wieder auf freien Fuß zu kommen, wenn er sich freiwillig in die USA ausliefern läßt und drüben eine Kaution stellt.

Big-Businessman Kaschoggi, einst einer der zehn reichsten Männer der Welt, ist in den letzten Jahren nicht mehr aus der Klemme herausgekommen. Die Geschäfte laufen längst nicht mehr so gut wie früher. Wegen seiner Verwicklung in die Irangate-Affäre und wegen seiner Freundschaftsdienste für das Ehepaar Marcos ist er auch politisch ins Gerede gekommen.

Das Kronjuwel in der Kette seiner Besitztümer, den „Mount Kenya Safari Club“, hat er verkauft. Eine 2000-Hektar-Hazienda an der spanischen Costa del Sol ist bis zu den Palmspitzen mit Hypotheken belastet. Zum Bal paré beim Fürsten von Thurn und Taxis mußte er wie ein gewöhnlicher Multimillionär im gecharterten Learjet einschweben, weil seine vierstrahlige DC-8 (Preis ohne Extras: 31 Millionen Dollar) an der Kette lag.

Anfang 1988 mußte Kaschoggi in aller Eile sogar sein Lieblingsspielzeug, die 70-Millionen-Jacht „Nabila“, für 29 Millionen Dollar an den New Yorker Immobilien-Zar Donald Trump verramschen, um flüssig zu werden. „Hier mal schnell 10 Millionen, da mal schnell 20 Millionen, wir mußten ständig irgendwelche Löcher stopfen“, sagt einer seiner ehemaligen Berater.

Im Oktober 1987 brach die tragende Säule des Finanzimperiums zusammen: die „Triad America Corporation“ in Salt Lake City. Ein Konkursrichter erklärte sämtliche amerikanischen Vermögenswerte Kaschoggis und seines Bruders Issam für vorläufig beschlagnahmt, nachdem die Triad America im Januar Konkurs angemeldet hatte.

Das Fiasko von Salt Lake City hat den Verdacht bestätigt, daß Adnan Kaschoggi trotz des märchenhaften Reichtums, den er über die Jahre angehäuft hatte, nicht der begnadete Geschäftsmann ist, für den er sich hielt. Er vermittelte – vor allem im nahöstlichen Rüstungsgeschäft – Kontakte und kassierte dafür Prozente: erst 5, dann 10, zum Schluß 15.

Er sahnte ab, wo andere buttern; das war sein ganzes Geheimnis. Doch die Sahne im Waffengeschäft fließt nicht mehr so üppig, seit die Weltkrisenherde und Regionalkonflikte einer nach dem anderen langsam verlöschen.

Gleichwohl ist der entthronte König der Moneymaker nach landläufigen Maßstäben immer noch ein wohlhabender Mann. Seine Beteuerung, er habe entgegen anderslautenden Gerüchten seine Tochter Nabila keineswegs für ein paar Millionen Barrel Öl an Libyens Diktator Muamar el-Gaddafi verkauft, wird in Finanzkreisen als glaubhaft bewertet. Solange er für eine Frischzellenkur mit Nebenkosten noch eine Million Schweizer Franken ausgeben kann, hat er das nicht nötig.

USA

Deutsche Verteidigung

Der Iran-Contra-Prozeß gegen Oliver North demontierte den schnelligen Oberstleutnant – und beschädigte die Glaubwürdigkeit von Präsident Bush.

Der Prozeß des Jahres gehörte zu den Washingtoner Touristenattraktionen – ein Geheimtip der Hotelpförtner für Gäste, die Weißes Haus, Capitol und Präsidentendenkmäler bereits abgehakt hatten: Ollie North live.

Jeden Morgen, zwei Monate lang, bildeten sich Schlangen von Besuchern vor dem Bezirksgericht der US-Hauptstadt,



Angeklagter North
Kleingeld im Kleiderschrank

die den Helden des Iran-Contra-Skandals sehen wollten.

Doch der Star erfüllte die Erwartungen nicht. Das war nicht mehr jener Oliver North, der vor zwei Jahren nach dem Auffliegen der Affäre den US-Parlamentariern Feigheit vor dem Feind vorgeworfen hatte; nicht mehr der Kreuzzügler, vor dessen Fernsehpopularität selbst Senatoren gezittert hatten.

Der ehemals mächtigste Oberstleutnant der Welt, der mit Bibel, Kuchen und Schlüssel nach Teheran geflogen war, um heimlich Waffen gegen Geiseln zu tauschen, beschrieb seine Rolle im Weißen Haus nunmehr als die eines „Bauern in einem Schachspiel von Riesen“.

North, der sich früher zur Wahrung des Nachruhs seiner Chefs in jedes

Schwert stürzen wollte, entdeckte zu seiner Entlastung, was in Washington derzeit „deutsche Verteidigung“ genannt wird – Befehlsnotstand: „Man hat mich glauben gemacht, daß alles, was ich getan habe, auf Veranlassung des Präsidenten geschah.“

Im Prozeß sah das wenig heldenhaft aus: Alle waren schuld, nur er nicht. Wenn es sein mußte, bezichtigte er sogar seine treue Sekretärin Fawn Hall der Falschaussage. Immerhin addieren sich die Höchststrafen für die zwölf Anklagepunkte auf 60 Jahre Haft – wozu da noch den Gentleman spielen?

Das Kreuzverhör durch den Anklagevertreter John Kecker vervollständigte die Demontage des Oliver North: Dem Superpatrioten versuchte Kecker nachzuweisen, er habe seine Finger nicht aus der ihm anvertrauten Kriegskasse für die nicaraguanischen Contras halten können.

Kekers Aufforderung, die Herkunft von 8038 Dollar zu erklären, mit denen sich North einen Gebrauchtwagen gekauft hatte, machte den Angeklagten zur Witzfigur. Mit todernstem Gesicht berichtete er von einer Geldkassette, die, im Boden seines Kleiderschranks verankert, das „Familienvermögen“ geborgen habe. Der Inhalt sei aus der Erstattungssumme einer Unfallversicherung gekommen und aus dem angehäuften Kleingeld, das North jedes Wochenende aus seinen Hosentaschen dort deponiert habe. Innerhalb von Tagen wurde „Ollies Blechbox“ zum Hit für Talkmaster und Fernsehkomiker.

Verteidiger Brendan Sullivan versuchte die Jury zu überzeugen, daß die ganze Anklage von Grund auf unfair sei. Denn der Prozeß deckte auf, daß Präsident Ronald Reagan und seine wichtigsten Kabinettsmitglieder über Einzelheiten der geheimen Waffenverkäufe an den Iran und über die am Kongreß vorbei geleistete Hilfe an die nicaraguanischen Rebellen mehr wußten, als alle Untersuchungen zuvor gezeigt hatten.

Die wirklich Schuldigen, so machte Sullivan im Verhandlungsverlauf deutlich, verbrächten ihren Ruhestand in Kalifornien, regierten im Weißen Haus oder hätten, wie etwa der zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilte ehemalige Sicherheitsberater Robert McFarlane, bereits ihren Deal mit der Justiz gemacht. Sullivan: „Wo ist denn der Unterschied zwischen dem, was der Präsident getan hat, und dem, was Oliver North getan hat?“

Und ob Reagan-Nachfolger George Bush, der bislang stets behauptet hatte, als Vizepräsident seinerzeit „außen vor“ gewesen zu sein, wirklich die ganze Wahrheit gesagt hat, erscheint zumindest zweifelhaft. Neue Dokumente legen nahe, er habe den Dank der Reagan-Regierung für die Contra-Unterstützung durch Honduras „nicht nur durch Worte“ ausgedrückt. Erst nach dem North-Urteil will Bush zu dieser rechtlich unklaren Danksagung Stellung nehmen.

Ende voriger Woche, als die zwölf Geschworenen ihre Beratungen über das Urteil aufnahmen, schien das Verdikt völlig unsicher. Sullivan befürchtete, daß er die Hauptanklagepunkte nicht entkräften konnte; Kecker mußte den Eindruck zerstreuen, mit North stehe lediglich ein Sündenbock vor Gericht.

So griffen beide zu abenteuerlichen Vergleichen, um die Jury von Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu überzeugen. Kecker schilderte North als „gewöhnheitsmäßigen Lügner“, der sich die Taktik eines Adolf Hitler angeeignet habe. Sullivan bediente sich eines Bibelzitats, um seinem bedrängten Mandanten messianische Züge zu verleihen: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. Das ist Ollie North.“

SCHLACHTSCHIFFE

Apfelgroße Delle

Explosion auf dem Schlachtschiff „Iowa“: Die US-Marine erlitt ihre größte Katastrophe seit mehr als zehn Jahren.

Hinter 16 000 Tonnen härtestem Stahl hielten sie sich für „die sichersten Seeleute der Welt“ – die 1575 Mann an Bord des US-Schlachtschiffs „Iowa“.

Der Glaube erwies sich am Mittwoch voriger Woche als Illusion. 47 Soldaten starben, als im Atlantik, 530 Kilometer vor Puerto Rico, während einer Routine-Geschützübung mit scharfer Munition eine Explosion den hinteren Turm auf dem Vordeck der „Iowa“ verwüstete. Es war das schwerste Unglück der U. S. Navy seit mehr als zehn Jahren.

Die Angst vor einem Munitionsunfall ist ständiger Begleiter der mehr als 70köpfigen Turmbesatzungen. Offenes Feuer ist in den kaum mannshohen stählernen Kasematten strengstens verboten. Die Hauptsorge gilt den uralten Geschützen sowie ihren zuletzt in den sechziger Jahren gebauten, 1200 Kilogramm schweren Granaten und den in Seidensäcken abgefüllten Treibladungen – eine Technologie, die von den Briten bereits 1857 während der indischen Aufstände eingeführt wurde.

300 Granaten, dazu für jede sechs Zentner Treibladungspulver lagern in den Tiefen der Türme. Zwei Stockwerke hoch erheben die sich über das Deck, drei Etagen tief reichen sie in das 270 Meter lange Weltkrieg-II-Ungetüm.

Offene Aufzüge schaffen die gefährliche Fracht direkt in den Geschützraum, wo Pulver und Granaten dann dicht an den Kanonen liegen. Glimmende Reste, die beim Wiederöffnen des Verschlusses herausfallen, eine Fehlzündung, ein elektrischer Funke – das alles könnte ein Inferno wie auf der „Iowa“ auslösen. Nach Pentagon-Auskunft war aus Turm 2 zum Unglückszeitpunkt jedoch noch kein Schuß abgefeuert worden.

Der pensionierte US-Admiral Gene LaRoque hält eine vorzeitige Zündung des Uraltgeschützes für möglich. Selbst durch einen nur millimeterbreiten Spalt des nicht vollständig verriegelten oder fehlerhaft abgedichteten Verschlusses würde sich die Explosionsgewalt nach hinten entladen – mit verheerenden Folgen im Turm.

Solche Unglücke haben Tradition: Bereits im Januar 1915 erlag die deutsche Hochseeflotte auf der Doggerbank mehr der Sprengkraft eigener Munitionsvorräte als der Wirkung britischer Geschosse. 16 Monate später lernte die Royal Navy vor Jütland dieselbe Lektion. „Irgend etwas stimmt heute nicht mit unseren verdammt Schiffe“, fluchte damals Admiral Beatty.

Danach eingeleitete Umbauten ließen den Turmbesatzungen im Katastrophen-

meter-Granate aus dem Weltkrieg. Die seit dem Falklandkrieg so gefürchtete französische „Exocet“-Antischiffsrakete „prallt an uns einfach ab und fällt ins Wasser“, meint ein Offizier der „Iowa“.

Dennoch wurden den modernisierten Schiffen Schnellfeuerkanonen aufmontiert. Sie sollen feindliche Flugkörper noch vor dem angeblich wirkungslosen Aufprall zerstören. Von der Weltkriegsbewaffnung sind außer den neun 40,6-Zentimeter-Rohren (jedes 120 Tonnen schwer) noch sechs Doppeltürme mit 12,7-Zentimeter-Geschützen geblieben.

Ihre strategische Bedeutung für Ronald Reagans einst auf 600 Schiffe geplante Navy erhielten die vier Schlachtschiffe durch 32 Cruise-Missiles. Die Marschflugkörper können See- und Landziele bis in 1100 Kilometer Entfernung mit konventionellen und atomaren



Übungsschießen der „Iowa“: Sechs Zentner Pulver für jede Granate

fall kaum eine Überlebenschance – so auch auf der „Iowa“: Um den Rest des Schiffs vor der Vernichtungskraft der eingelagerten Munitionsvorräte zu schützen, sind die Türme (mit 2200 Tonnen ist jeder so schwer wie ein ganzer Zerstörer) rundum abgeschottet; Explosionsdruck kann wegen der massiven Panzerung kaum entweichen. Die „Iowa“ sei bei dem Unfall nicht ernsthaft beschädigt worden, meldete ein Flottensprecher.

Die bislang unübertroffene Widerstandsfähigkeit dieser See-Saurier (größer waren nur die japanischen Schlachtschiffe „Yamato“ und „Mushashi“) war ein wichtiger Grund für die Reaktivierung der vier Schiffe der „Iowa“-Klasse.

Den vorderen Geschützturm des Mutterschiffs zielt eine apfelgroße Delle – Spur einer nahezu wirkungslos aufgeschlagenen japanischen 12,7-Zenti-

Sprengköpfen treffen. So gerüstet, sollen die Dickschiffe – wie nach dem Weltkrieg vor Korea und Vietnam – US-Militärmacht weltweit demonstrieren.

Unmittelbar nachdem die 1942 vom Stapel gelaufene „Iowa“ 1984 wieder in Dienst gestellt worden war, löste sie das als erstes fertiggestellte Schwesterschiff „New Jersey“ auf Wacht vor der libanesischen Küste ab. Die militärische Wirkung der Kanonade blieb bescheiden. Die Tonnen-Geschosse hätten – meist weitab jeglicher Ziele – nur tiefe Krater in die Hänge der Schuf-Berge gerissen, spottete ein US-Beobachter.

Für Washingtons Aufmarsch im Persischen Golf wurde die „Iowa“ deswegen mit acht ferngesteuerten „fliegenden Augen“, unbemannten Kleinstflugzeugen, ausgerüstet. Zum Einsatz kamen die fliegenden Beobachter nicht. Auch vor Puerto Rico wurde nur mit ihnen geübt – und mit den alten Geschützen. ♦